

Heinz Strunk: „Der gelbe Elefant“

Grau blüht der Alltag

Von Christian Metz

13.06.2023

Obwohl sich in unserer Gegenwart jeder so besonders und einmalig vorkommt, gibt es sie noch: die Otto-Normalverbraucher und Erika Musterfrauen. Selbst wenn man sie wahrnimmt, übersieht man sie doch. Heinz Strunk jedoch weiß wie kein anderer von ihnen zu erzählen.

Keiner kann dem alltäglichen Grau des Mittmaßes so viele Facetten abgewinnen wie Heinz Strunk. Unvoreilhaftige Alterungsprozesse, abgeliebte Beziehungen, vergilbte Lebensreste, abgestandene Träume – das ist sein erzählerisches Metier. Es handelt sich um literarische Grisaille-Malerei: ein kunstvolles Malen ausschließlich in Grautönen. Wenn diese Figuren etwa die Vorzüge ihres Lieblingsrestaurants preisen, klingt das nach der Pseudorhetorik der lokalen Radiowerbung:

„herrlich nah, superleckerer Essen mit tollem Preis-Leistungsverhältnis, und gemütlich wie kein zweiter Grieche im Umkreis schätzungsweise Hamburg. Gemütlichkeit beim Griechen Kriterium Numero uno.“

Wobei der letzte Halbsatz schon den Bewusstseinshorizont der Figuren überschreitet, um sie im griechisch-italienischen Ringen ein Stück weit vorzuführen. Das wirkt gar nicht mal so sympathisch für einen so beliebten Erzähler wie Heinz Strunk, aber bleibt doch gerade noch im Maß gehobener Schnoddrigkeit, mit der man sich halt aufs Maul schaut – oder eben haut.

Erzählen vom Ekel eines Durchschnittslebens

Strunk hält diese Balance seit Jahren perfekt. Daher fällt es besonders auf, wenn er in diesen Erzählungen doch immer mal seine Figuren verrät. Die Gemütlichkeit beim Griechen zum Beispiel schildert der Erzähler dann so:

„Die Auslageware im Bacchus hat ein unruhiges, fleckenkaschierendes Muster, die Tapeten schwitzen von den Tausenden Tonnen Gyros und Pommes und Lebern und Zaziki, die die Gäste im Lauf der Zeit ausgeatmet und -gedünstet haben.“

Heinz Strunk

Der gelbe Elefant

Rowohlt Verlag, Hamburg

208 Seiten

22 Euro

Wenn die Tapeten Essensdunst transpirieren, der aus der Küche eingezogen ist, wäre das ja schon arg. Aber hier wurde er zudem noch durch die Gastkörper und deren Ausdünstungen zwischenverarbeitet. Damit wird Figurensicht – „Gemütlich“ – durch die extrem zugespitzte Ekelerzählung eben nicht nur konterkariert, sondern auch lächerlich gemacht.

Erzählerische Finesse im Leerlauf

Anders noch als in „Der goldene Handschuh“, in dem Strunk das Kunststück gelang die Würde der Figuren im Wechsel der Perspektiven auszubalancieren, gibt es in diesen dreißig Erzählungen eine Tendenz, die eigenen Figuren zu verraten. Und zwar am liebsten jene Niemande, die nichts haben, bei denen sich aus dem Nichts noch einmal ein Abgrund öffnet. So etwa auch beim „Och-nöer“, dem, während sich sein Kampfhund in einem Jungengesicht festbeißt, nur einfällt:

„Och nö‘, macht Rene halblaut. Das gibt wieder was. Dabei hat er schon Ärger genug. ‚Och nö, och nö, hör auf jetzt.“

Drastische Phantasien dieser Art eröffnen einen Zwischenraum von Tristesse und verschrobener, absturzgetriggelter Komik, bei dem es einem unheimlich wird, wenn man sich damit pudelclub-wohl fühlt.

Zugleich bleiben viele erzählerische Volten dieses Bandes auf dem Niveau von Taschenspielertricks. Da ein älteres Paar seit Jahren nicht mehr das oberste Stockwerk seiner verfallenden Villa betreten hat, fällt Strunk dazu ein:

„Ganz oben, in der Endetage, war schon ewig keiner mehr. Wer weiß, ob es die überhaupt noch gibt, vielleicht wurde sie von emsigen Zwergen heimlich abgetragen, so ein großes Haus birgt viele Geheimnisse.“

Nein, tut es nicht. Und die Zwergen-Phantasie eben leider auch nicht. Was allerdings dem Alltag der Figuren wiederum entspricht. Denn das ist ja der Charme und das Elend all dieser Erzählungen und Anekdoten, dass sie weder Rätsel noch Pointen bergen. Das Leben ist einfach wie es ist. Es muss halt gelebt werden, und zwar – das treibt eine Vielzahl der Erzählungen um – bis in das hohe Alter. Weil selbst der Tod den Kontakt mit dieser „tristesse normale“ zu scheuen scheint.

Zum Tode zur Freiheit

Erzählt Strunk auf diese Weise etwas, das wir so noch nie gelesen haben? Wenn es etwa heißt:

„Rüdiger Schmidt bot bei seinem Freitod einen seltsamen Anblick, der aber irgendwie auch zum Lachen reizte, man konnte sich nicht dagegen wehren.“

Dann verwendet Strunk hier ein Erzählmuster, das die Popkultur schon lange liebgewonnen hat. „A Day in the Life“, von den Beatles etwa, beginnt:

“I read the news today, oh boy
About a lucky man who made the grade
And though the news was rather sad
Well I just had to laugh.”

In der Popliteratur hat aus diesem Topos 1989 schon Max Goldt eine brillante Meistererzählung entsponnen. Unter dem wunderbar viel- wie nichtssagenden Titel „Wieder keine Harpunen, aber Gurke gegen Putenbuch“, sinnierte er einst:

„Zuerst will ich etwas gestehen: Ich habe heute Nachmittag gelacht, als ich von einem Selbstmord erfuhr, und ich schäme mich deswegen. Ich fühle mich schlecht und schäbig, aber ich will es erklären: Ein Freund eines mir bekannten Ehepaares hat sich entleibt, indem er in Bad Neuenahr-Ahrweiler von einer Brücke in das Pfandflaschenlager von Apollinaris sprang. Vielleicht war sein Leben so langweilig, daß er wenigstens originell sterben wollte.“

Was für eine geniale Erzählung, um ausgerechnet das Originelle mit ihr abzuweisen. Strunk fungiert hier also als Wiederholungstäter. Dass bei ihm nicht alles Goldt ist, was glänzt, ist das eine. Dass aber von den literarischen Ideen her auch das Grau eher lau daherkommt das andere: Deshalb hielt sich der Selbstmörder in diesem Fall – Achtung:

„Gott weiß, warum – die Nase zu, wie Kinder beim Sprung vom Ein-Meter-Brett. Genützt hat es ihm nichts.“

Ihr Humor? Dann ist das Ihr Erzählband des Jahres. Denn in dieser Weise geht es unablässig weiter. Da kennt Heinz Strunk kein Halten. Nicht Ihre Komik? Dann halten Sie sich doch besser an das eigene Alltagsgrau.